

Nr. 185 Bydgoszcz / Bromberg, 15. August 1937

Zwei Männer spielen um die Welt.

Roman aus der nächsten Zeit
von Adolph Johannes Fischer.

(11. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Ich denke," unterbricht Willy die düstere Stille, „die Premiere der „Sündflut" hat schon begonnen." Er hat, scheint es, seine Ruhe wiedergefunden, denn er neigt sich jetzt zu mir und flüstert: „Die arme Marion! Sie wird nicht wissen, was los ist, wenn sie unsere Loge leer sieht. In fünf Minuten könnten wir dort sein!"

Viktor reicht uns die Theatergläser.

Ein rotes Licht am Melder blitzt auf: Signal „Dringend" aus der Abteilung „Sicherheitsdienst" des Hauses.

„Willy, bitte, sieh nach!"

Willy ruft in den Apparat, der Lautsprecher antwortet:

„Ein Diener der Nordbank ist hier, verlangt dringend Schutz, gibt Brief ab. — Stahlzelle zwei."

„Nordbank?" ruft German May, „— das ist ja eine von meinen verfluchten sieben Banken! Was will die von uns? Und was heißt „Stahlzelle zwei"?"

„Für besondere Fälle unseres Sicherheitsdienstes hat unser Haus Panzerzellen. Es ist vorgekommen, daß Leute, die unseren Schutz anriefen, auf der Flucht vor Attentätern bis zu uns herein verfolgt wurden.

In diesem Augenblick speit das Druckluftrohr der pneumatischen Hauspost eine Karte aus.

Willy reicht sie mir.

Ich lese:

„Leo Henzl
Direktor der Nordbank"

Darunter steht in zittriger Schrift:

„Ich selber!"

„German und Viktor! Wartet im Zentralbureau auf uns! Komm, Willy! Es scheint wirklich, wir sollen heute nicht mehr ins Olaftheater kommen."

Der Direktor der Nordbank sitzt bei unserem Eintritt ins Panzerzimmer zusammengekrümmt in einem Sessel, wie zerbrochen. Er macht keine Miene, sich zu erheben, sondern zuckt nur erschreckt zusammen, als Willy ihn anruft. Offenbar hat er die zweite Tür, durch die wir gekommen sind, bisher gar nicht bemerkt. Die andere ist von innen verriegelt.

Direktor Henzl trägt merkwürdigerweise den Dienerdreß seiner Bank und überdies eine grüne Brille, offenbar dazu bestimmt, ihn unkenntlich zu machen.

Sein Gesicht ist aschgrau und wie in Todesangst verzerrt. Er ist kaum wiederzuerkennen.

Welche Verwirrung ihn erfüllt, entnehme ich daraus, daß er trotz seiner Verkleidung vergessen hat, einen kostbaren Brillantring abzulegen.

„Schützen Sie mich, Jansen!" stöhnt Henzl „Schützen Sie mich! Schnell, versperren Sie die Tür!"

„Diese Tür führt nur zu unseren Privaträumen, Herr Direktor"

„Versperren Sie sie! Schnell, schnell!" zischt er.

In Anbetracht seines Nervenzustandes tue ich es.

„Oh — auch von dort können Sie kommen", jammert er. „Retten Sie mich! Retten Sie mich!"

„Beruhigen sie sich! Jetzt sind Sie in Sicherheit! Berichten Sie! Was macht Ihnen solche Furcht? Vor wem sollen wir Sie schützen?"

„Vor dem Tode!" klagt er. „Ich will nicht sterben! Nein, nein! Noch nicht! Ich habe Familie! Ich habe Frau und Kinder! Oh — schützen Sie mich!"

„Ja, ja," sagt Willy beruhigend, „hier kann Ihnen doch nichts mehr geschehen!"

„Und meiner Frau und meinen Kindern?"

„Wollen Sie uns nicht erzählen, wer Sie bedroht?"

„Wer? Ich weiß es nicht! Aber man jagt mich in den Tod! Man hetzt mich wie ein armes Wild!"

„Wer hetzt Sie?"

„Wenn ich das wüßte!"

„Warum hetzt man Sie?"

Henzl zuckt die Achseln.

„Wie? Sie haben keine Ahnung?"

„Nein."

„Herr Direktor Henzl," sagt Willy ernst, „wenn Sie zu uns kein Vertrauen haben, sind auch wir machtlos. Wir können Sie nur dann schützen, wenn Sie uns alles sagen, was Sie wissen."

Henzl ächzt.

„Sie haben recht", murmelt er. „Ich weiß es! Ich weiß genau, warum man mich töten will."

„Warum?"

„Weil ich den Mann kenne, der gewisse Pläne in unserer Bank . . ."

„Pläne German Mays —", ergänze ich.

Henzl nickt.

„Ja . . . Pläne . . . German Mays . . ."

„Verraten hat! Nicht wahr, Herr Direktor Henzl?"

Henzl nickt wieder.

„Verkauft hat!" betont Willy.

Henzl schweigt. Er starrt wie geistesabwesend zu Boden.

„An wen verkauft hat, Herr Direktor Henzl?" dränge ich. „Wissen Sie auch dieses?"

„Ich vermute es", stammelt Henzl.

„An wen verkauft?" wiederhole ich.

Aber Henzl scheint meine Worte nicht zu hören.

„Sehen Sie mich an", klagt er. Kalter Schweiß steht auf seiner fahlen Stirne, seine Zähne schlagen wie im Fieberfrost aufeinander. „Sehen Sie mich an! Seit heute früh habe ich nichts mehr getrunken, nicht einmal einen Tropfen Wasser — und keinen Bissen gegessen!"

„Warum, Herr Henzl? Warum?"

„Beim Frühstück hat es mich plötzlich gepackt. — Mit einemmal habe ich alles gewußt. Es war wie ein tierischer Instinkt! Eine Intuition, wenn Sie wollen. Ich habe ein Sandwich meines Tisches geprüft. Wissen Sie, was ich darin gefunden habe? Vergiftete Nadelspitzen! — Ich habe einen Bankdiener, der mir zufällig ähnlich sieht, in meinen Kleidern aus dem Hause geschickt. — Er ist erschossen wor-

den! — Ich habe mich bis jetzt eingesperrt. Aber jetzt halte ich es nicht mehr aus!"

„Aha!" flüstert Willy.

Die Klingel des Melders in unserer Stahlkammer ertönt.

Henzl fährt vor dem Geräusch zusammen wie vor dem Donner einer Explosion.

„Wer ruft an?" erkundigt sich Willy. „Die Zentrale", berichtet er dann zu uns gewendet. „Eine Dame ist hier."

„Was will sie?"

„Herrn Bankdirektor Henzl."

„Lassen Sie sie nicht zu mir", kreischt Henzl. „Nicht! Nicht! Man will mich ermorden!"

„Wer ist die Dame?" fragt Willy in den Melder. „Frau Direktor Henzl", erklärt er dann.

„Um Gottes willen, meine Frau!" stöhnt Henzl, halb irrsinnig vor Jammer. „Man wird die auch noch töten! Oh Gott und die Kinder!"

„Sie sagt", fährt Willy fort, „sie müsse mit Ihnen reden, Herr Direktor. Etwas Entsetzliches sei geschehen."

„Oh, oh", jammert der Verzweifelte.

Doch dann rafft er sich gewaltsam auf.

„Kann ich von hier aus mit meiner Frau sprechen?" fragt er verstört und schleppt sich dabei zum Telephon.

Willy ruft in den Apparat: „Legitimierung verlangen und prüfen!" Er nickt, als er die Antwort hört. „Die Dame hat ihren Paß mit? Gut! Bitten Sie Frau Henzl ans Telephon! So, Herr Direktor, Sie können jetzt mit Ihrer Frau sprechen und sie im Fernseher sehen."

„Kann nicht alles eine Falle sein?" Henzl wagt nicht, dem Apparat zu nahe zu kommen. „Kann nicht hier ein Starkstrom herauszischen?"

„Nein, nein, in unserem Hause nicht!" lächelt Willy.

Im Fernseher erblicken wir jetzt die Dame.

„Ist es Ihre Gattin, Herr Direktor?" frage ich.

„Ja, ja, gewiß", ruft er nervös.

Schon hält Henzl den Hörer ans Ohr. Aber wir verstehen alles.

Frau Henzl redet offenbar in ihrer Erregung sehr laut.

„Leo! Leo!" höre ich sie rufen.

„Ist es die Stimme Ihrer Gattin?" fragt Willy dazwischen. „Man kann nicht vorsichtig genug sein."

„Ja, ja!" ruft Henzl. „Es ist meine Frau. Anny? Was willst du?"

„Leo!" schreit jene. „Laß mich doch zu dir! Leo, ich beschwöre dich! Ich werde wahnsinnig! Oh, es ist mein Tod! Unsere Kinder! Leo! Unsere Kinder! Jede Sekunde ist verloren!"

„Wo sind die Kinder, Anny? Wo sind sie?"

„Schnell, Leo! Ich sage dir alles, wenn ich bei dir bin. Um Gottes willen nur nicht durchs Telephon! Man horcht es ab!"

„Komm, Anny! Sie sollen dich zu mir führen."

Ein Signal an unserer Stahltür. Einer unserer Beamten hat Frau Henzl hergeführt.

Ihr Mann tritt ihr entgegen.

„Anny!"

Plötzlich taumelt er rücklings zu uns, den Mund offen, die Arme von sich gestreckt, lallt:

„Das ist ja nicht —"

Beng! Beng! Beng!

Drei Schüsse!

Willy schlägt der Dame die Pistole aus der Hand, dreht ihr blitzschnell die Arme auf den Rücken, Hauswache stürzt herzu. Henzl bricht zusammen.

„Ist . . . nicht . . . Anny . . .", ächzt er.

Die Mörderin steht ruhig vor uns, von Willy und einem Wächter gehalten; sie macht keine Miene, sich loszureißen.

„Henzl! rufe ich. „Wer hat die Pläne Mays verraten? Sagen Sie es!"

Henzl versucht zu reden, röchelt — aber ich verstehe ihn doch.

„Ich . . . selbst!"

„Und an wen, Henzl? An wen?"

Keine Antwort mehr.

„An wen? An wen, Henzl?"

„An —", haucht er — aber zugleich bricht sein Auge. Er ist tot.

Polizei erscheint, von uns gerufen.

„Warum haben Sie das getan?" fragt der Kommissar die Mörderin.

Diese zuckt die Achseln.

„Wissen Sie, was Sie dafür erwartet?" sagt der Beamte drohend.

„Ich fürchte nichts."

„So? Schön! Sie fürchten nichts. Wie meinen Sie das?"

„Oh," erwidert jene girrend, „ich werde bald wieder frei sein."

„Wie kommen Sie auf so eine Idee?"

„Ich weiß, was ich weiß."

„Sie erwarten Hilfe?"

Die Täterin antwortet nicht.

„Sie irren sich", ruft der Polizeikommissar erbittert.

„Ich irre mich nicht", erwidert die Verhaftete gelassen.

„Wollen Sie uns vielleicht auch sagen, wer Ihnen helfen wird?"

„Nein."

„Oder warum Sie den Bankdirektor erschossen haben?"

„Oh ja, das schon", antwortet jene zu meiner größten Überraschung.

„Warum?"

„Man hat mich beauftragt", sagt sie zynisch.

„Unerhört! Wer hat Sie beauftragt?"

Die Frau richtet ihre kalten Mörderaugen fragend auf mich. Was will sie von mir?

„Wer?" wiederholt der Kommissar voll Erwartung.

„Wer?" drängt Willy.

„Wer?" frage auch ich.

„Soll ich es sagen?" wendet sich die Mörderin an mich. An mich! Wie seltsam! Eine unheimliche Ahnung erfaßt mich.

„Sagen Sie es!" rufe ich, fiebernd vor Spannung.

„Gut", antwortet sie gleichmütig und zuckt mit den Achseln. „Wenn Herr Fred Jansen selbst es wünscht?!"

Sie zeigt auf mich.

„Dieser Herr hier hat mich angestiftet! Herr Fred Jansen hat mich angestiftet!"

Unerhörte Situation!

„Lügnerin!" schreie ich.

„Keineswegs", antwortet sie kalt.

„Vielleicht verwechseln Sie mich mit einem andern?" rufe ich, außer mir.

„Oh nein. Ich verwechsle niemanden."

„Oder hat jemand mich nachgeahmt?"

„Gewiß nicht! Sie haben doch ein Mal auf der rechten Hand!"

Der Kommissär blickt unwillkürlich auf meine rechte Hand. Ich strecke sie vor. Das Mal — ist da!

Der Beamte blickt mich fragend an.

Die Verbrecherin wird abgeführt.

Der Polizeikommissär zögert noch. Er kehrt sich mir zu.

„Eine höchst fatale Wendung, Herr Jansen! Natürlich geben wir nichts auf diese improvisierte Bezichtigung der Mörderin. Aber immerhin — eine recht mißliche Sache!"

„Wollen Sie nicht mich auch gleich mitnehmen, Herr Kommissär?"

Der Polizeibeamte versucht zu lächeln.

„Ach, Herr Jansen! Aber — Sie haben es ja selbst mitangehört! Jedenfalls halten Sie sich, bitte, bereit, uns morgen für das Protokoll zur Verfügung zu stehen!"

„Heute, Willy," sage ich auf dem Rückwege, „sind wohl genug Dinge passiert, die einen Menschen mit so gesunden Nerven, wie wir sie haben müssen, am Ende doch noch nervös machen können."

„Fred, willst du überhaupt noch ins Olaftheater gehen? Aber," verbessert er sich scherzend — offenbar bemüht, mich aufzuheitern —, „wie kann ich fragen? Marion wartet doch dort auf dich!"

Viktor kommt uns entgegen.

„Fräulein Marion Harder ist im Salon."

„Ich gehe indessen zu „Tante Ada"," ruft Willy und eilt lächelnd fort.

„Fred," begrüßt mich Marion — ein wenig Sorge klingt aus ihrer Stimme —, „der erste Akt der „Sündflut" wird bald zu Ende sein. Ich bin nur auf eine Sekunde hergekommen, bei dir nachzusehen. Warum bist du nicht bei der

Premiere?" — Wenn Marion und ich allein sind, sagen wir „du" zueinander.

„Wie lieb von dir, Marion!"

„Ich mußte doch, Fred! Es ließ mir keine Ruhe. Ist etwas passiert?"

„Nichts, was dich ängstigen soll, Marion."

„Also doch! Was ist passiert, Fred?" drängt sie.

„Bankdirektor Henzl ist soeben bei uns erschossen worden."

„Schrecklich! — Aber — du hältst noch mit etwas zurück!?

„Nun — und mich bezeichnet man als den Anstifter."

„Unfaßbar!"

„Nebenbei geistert noch", versuche ich zu scherzen, „ein zweiter German May in unserem Hause herum und verkündet uns allerlei geheimnisvolle Gefahren."

Jetzt lächelt auch Marion. Welche Ruhe, welche Zuversicht liegt in diesem sanften und doch so mutigen Lächeln!

„Angesagte Gefahren, Fred, imponieren uns nicht! Nicht wahr? Und wenn sonst nichts gegen dich vorliegt wie eine Mordanklage, wird es dich hoffentlich nicht hindern, mir in fünf Minuten ins Theater nachzukommen. Auf Wiedersehen, Fred! Ich muß schleunigst zu Pa in die Loge zurück, sonst vermißt er mich zu sehr."

Was für wunderbare Augen hat Marion!

(Fortsetzung folgt.)

Traum an der Ombla.

Skizze von **Konrad Seiffert.**

Die Alte hatte noch genügend Wein da, und sie brachte ihn. Es war vino negro, der herb schmeckte und nach irgend einer Sache roch, die wir nicht kannten, wir hatten die Alte gefragt, was das sei, aber sie hatte uns nicht verstanden, sie hatte nur das Gesicht zu einer Grimasse verzogen, etwas Unverständliches gekrächzt und uns ihre letzten gelben Zähne gezeigt. Hannes klopfte ihr den Rücken, als sie den Wein brachte, und sie kicherte wie eine schlanke Jungfrau. Der Maulbeerbaum, unter dem wir saßen, ließ mit neckischem Plumps ein paar seiner Früchte in das Märchenwasser der Ombla fallen.

Die dünnen Zweige der melancholischen Weiden hingen bis ins hellblaue Wasser herunter, die Strömung spielte mit ihnen, lange glitzernde Fische jagten in ihrem Schatten hin und her, das Wasser gurgelte und gluckerte unter den Karstfelsen hervor, es schoß weiß, wie Milch fast, über ein Wehr. Es war ganz still. Wir hörten das Rauschen kaum, obwohl wir dicht am Wehr saßen. Die Sonne lag über den Bäumen und über der Ombla, es war eine krallende, habgierige Sonne, aber wir saßen im Schatten. Es roch ein wenig nach verfaulendem Laub, nach verfaulendem Holz und nach Rosmarin, dazu kam aus dem Wein der Duft der unbekannten Sache. Wir waren über die Periode des Sprechens und Singens längst hinaus. Wir saßen nur da, tranken, sahen uns zuweilen an, lächelten uns an, der Wein lachte aus den Gläsern heraus. Wir sahen dem breiten, himmelblauen Strom der Ombla nach, hinunter zur Adria, oder wir sahen durchs Gezweig des Maulbeerbaumes und der Weiden hoch zur blendenden, in Sonne und Licht und Hitze flimmernden, flirrenden Wand, die sich über der Omblaquelle emportürmte, zerklüftet, grau, weiß, abweisend.

Vielleicht schliefen wir ein. Vielleicht kamen wir in eine Art Halbschlummer.

Dies hier könnte der Blautopf sein, ein vergrößerter Blautopf, wenn die grauen Karstwände nicht wären, dachte ich, und ich merkte, daß mir das Denken schwer fiel, wenn eine Klosterkirche auf der anderen Seite wäre und eine alte Wassermühle mit einem großen hölzernen Rad, und wenn der Herr Eduard Mörike es gewollt hätte, könnte auch hier die schöne Lau auftauchen aus diesem verzauberten Wasser.

„Die schöne Lau!" sagte ich halblaut, ohne es zu wollen.

„Du träumst laut!" meckerte Hannes und döste weiter. „Fabelhafte Frau, diese schöne Lau!"

Ich lächelte über den Tisch, zu Hannes hin, ich sagte nichts, auch er schwieg, und das Wasser glitt, wie Milch fast, übers Wehr, und der Soko blendete durchs Gezweig der Bäume.

Wenn man sich ganz hartnäckig etwas wünscht, dann geschieht es zuweilen, daß einem dieser Wunsch erfüllt wird. Die schöne Lau kam. Sie kam sogar in doppelter Ausfertigung. Ich will und kann nicht beschwören, daß es nun wirklich die schöne Lau war, die zwiefach kam.

Aber es kam ein rotes Auto um den Soko herum, von Tristeno her, die Strada Marmont herunter, es bog in die enge Kurve ein und fegte schwungvoll über die Brücke, die dicht an der Quelle über die Ombla führt, Hannes und ich sahen nicht besonders groß hin, das konnten wir ja gar nicht, das Auto interessierte uns auch nicht. Aber dann hielt der Wagen schon dicht bei unseren Bäumen, zwei braune, dunkelhaarige Mädchen stiegen aus, sie kamen auf uns zu, sie taten so, als ob sie sagen wollten: Schaut her, wir sind's! Das sagten sie zwar nicht, aber wir schauten hin. Die Mädchen waren jung und hübsch und hatten ganz enge Kleider an und nackte Arme mit einigen dicken, glänzenden Ringen an den Gelenken. Die schöne Lau hat, Herrn Mörike zufolge, etwas anders ausgesehen. Aber es war uns, als müßten die Mädchen irgendwie mit zur Verwandtschaft gehören.

Die beiden Mädchen grüßten uns in der Landessprache, und wir grüßten auch, denn soweit beherrschten wir sie: dobar dan! Es war klar, daß sich die Mädchen zu uns setzen wollten, es war ja nur ein einziger Tisch unter den Bäumen, unser Tisch. Also saßen wir zusammen an einem Tisch, die Mädchen kicherten, wir lächelten sie an, wir rissen uns zusammen, und ich fand, daß wir noch einen verhältnismäßig guten Eindruck machten, und die Alte brachte zwei Gläser für die Mädchen, sie dachte wohl, daß dies unsere Mädchen waren.

Es war noch Wein im Krug. Hannes goß ihn in die beiden Gläser. Wir tranken. Die Mädchen tranken hastig und in großen Zügen, das hatten wir schon vorher getan, jetzt tranken wir langsam und mit Bedacht, und Hannes bestellte einen neuen Krug Wein, den die alte Hexe — hokuspokusfidibus — auf den Tisch stellte.

Die Mädchen plauderten, das taten wir auch. Sie sprachen ihre Sprache, wir die unsere. Wir verstanden uns nicht. Aber wir verstanden uns doch. Es war herrlich, dieses Aneinandervorbeireden und dieses Sichverstehen. Es dauerte nicht lange, da sagten wir den beiden Mädchen unsinnige Dinge, und dazwischen tranken wir.

Als die alte Hexe den nächsten Krug Wein brachte, sah ich sie kaum noch kommen und gehen. Sie war nur noch ein Schatten, ich hörte ihre Schritte nicht mehr, vielleicht hatte sie die Fähigkeit, sich unsichtbar zu machen, oder wenigstens fast unsichtbar.

Ganz deutlich aber spürte ich, wie nun das schlanke braune Mädchen mit den nackten Armen, dessen Namen ich nicht kannte, und dem ich vorher niemals begegnet war, wie dieses schöne Mädchen mich küßte. Es war eine Serie von Küssen. Ich hielt ganz still, und der Wein raste in meinem Kopf, ich gab mir Mühe, hinüberzusehen zu Hannes, aber ich sah nur mich und das Mädchen da drüben, vielleicht waren es auch Hannes und sein Mädchen, die sich küßten, ich weiß es nicht.

Ich weiß nur, daß wir lange beieinander saßen und nicht sprachen. Das Wasser der Ombla gluckerte und gluckste, Maulbeeren fielen kichernd hinein, Fische kamen und stoben davon, Schwäne und Enten strichen vorüber. Von der unbarmherzigen Wand des Soko her kam leiser Gesang, es war eine Mädchenstimme, sie sang, vielleicht war es die schöne Lau. Und dann küßten wir uns wieder, und ich sah, daß die Augen des Mädchens, das bei mir saß, ein wenig feucht wurden.

Wir hatten den Wein aus dem letzten Krug noch nicht ganz ausgetrunken, da standen die Mädchen auf, sie küßten uns noch einmal, dann gingen sie zu dem großen roten Auto hin, sie stiegen ein, sie lachten und winkten, wir standen neben dem Wagen, jeder wollte etwas sagen, Hannes und ich, aber wir sagten nichts, wir standen nur da, wir sahen, wie sich die Mädchen in den Wagen setzten, eins hinter das große Lenkrad, das andere daneben, wie sie ihre engen Kleider über die Knie strichen, wir sahen den Wagen abfahren, nach Gravosa, nach Ragusa hinunter, zum Meer. Wir standen noch lange und winkten der Staubfahne nach, die über den Weg wehte. Und dann gingen wir zu unserm Tisch zurück. Denn es war ja noch Wein im Krug.

Wir sprachen nicht miteinander. Es gab ja auch nichts zu sprechen. Es ist möglich, daß wir einschliefen, ich weiß es nicht genau. Aber dann kam der Abend, und Hannes stieß mich an, und er sagte: „Du, es war wie ein Traum!“ — „Ja“, antwortete ich, „es war die schöne Lau, die alte Hexe muß das gemacht haben.“ Aber ich merkte dabei, daß ich selber nicht so sehr fest an diesen Traum glaubte. Hannes auch nicht. Der Sicherheit halber fragten wir die Hexe, ob sie das rote Auto mit den beiden jungen Damen gesehen habe. Aber die verstand uns nicht. Oder sie wollte uns nicht verstehen. Sie zeigte nur den Weg hinunter, der nach Ragusa führte, und auf den Autobus, der vor dem Hotel wartete.

Auf dem Tisch aber, zwischen Krug und Gläsern, lag eine flache, runde, metallene Puderdose. Wir griffen beide zur gleichen Zeit danach, aber Hannes war schneller als ich, er bekam sie, und ich sah ihn wütend an. „Gut riecht das Zeug!“ sagte er und hielt mir den braunen Puder unter die Nase. — „Die gehört mir!“ sagte ich ziemlich lebhaft. „Die ist von meinem Mädel!“ Aber er lachte nur ganz ekelhaft: „Oder von meinem!“ Und er steckte die Puderdose in seine Tasche. Und dann fuhren wir nach Ragusa.

Frauenzimmer?

Die „Germania“ veröffentlicht nachstehende sprachwissenschaftliche Plauderei:

Frauenzimmer! — Es gibt wohl kaum in unserer deutschen Muttersprache ein Wort, das in so mannigfachen Abtönungen schwingen und klingen kann, das so viele Nuancen der Stimmung und Situation, kurzum: soviel Wandel und Umschwung auszulösen oder auszudrücken vermag wie Frauenzimmer ... C'est le ton, qui fait la musique! („Es ist der Ton, der die Musik macht!“)

Wohl bei keinem zweiten Wort trifft es so kapriös zu wie hier: vom lauten, gereizt ausgestoßenen, vom verächtlich, ärgerlich oder zornig herausgeschrienen Frauenzimmer über die mannigfachsten Abstufungen — je nach Lust und Laune — bis zum gut gelaunten, ja bis zum humorvollspritzigen, schelmischen und witzigen Frauenzimmerchen à la Tellheim.

Und was bedeutet nun schließlich Frauenzimmer?

Was besagt das Wort seiner Zusammensetzung, seiner Bildung nach?

Ja, fragen wir alle diese lauten, ärgerlichen, gereizten Schreier, fragen wir auch die Gutgelaunten, die Humorvollen, die Zärtlich-Verliebten: was sie sich unter einem Frauenzimmer eigentlich denken oder vorstellen ... doch nicht etwa ein Frauen-Zimmer, d. h. ein Zimmer, ein Raum mit einer oder gar mehreren Frauen?

Was also?

Vielleicht eigentlich gar nichts?

In jedem Fall aber eine Person, eine Frauensperson doch wohl, ein weibliches Wesen — und kein Frauensgemach oder wohl Frauen-Zimmer, dem der bewußte Ärger, die spritzige Laune, das zärtliche Verliebtsein usw. ... gilt.

Ertappen wir uns selbst einmal bei kurzem Nachdenken über die sprachliche Herkunft und Sinndeutung dieses Wortes oder wird uns gar unvermittelt die Frage gestellt: was heißt eigentlich Frauenzimmer? Was war die ursprüngliche Bedeutung? ... dann zucken die meisten von uns wohl ungeduldig-abwehrend die Achseln: was geht uns diese Wortklauberei an?

Die Schlauen aber, die Intelligenten, die sprachlich und vor allen Dingen volksethymologisch Hochbegabten haben sich längst ihre Gedanken darüber gemacht und auch ihre Meinung darüber abgeschlossen.

Das Ergebnis?

Ja, das Ergebnis deckt sich eben haargenau mit dem, was unsere wichtigsten deutschen Wörterbücher und Konversationslexika darüber meinen, nämlich:

„Frauenzimmer“: ursprünglich „Zimmer“, in welchem sich die Hausfrau mit dem weiblichen Teil der Hausgenossenschaft aufhält, dann: „Die Gesamtheit der darin befindlichen Personen“.

Das ist alles richtig.

Denn das hat „Frauenzimmer“ tatsächlich in der Volksdeutung des Mittelalters und auch späterhin des 16. und 17. Jahrhunderts gemeint.

Aber ursprünglich, d. h. ersthändig ist diese Deutung wohl nicht. Gehen wir also weiter mindestens noch acht Jahrhunderte — zurück in die frühgermanisch-althochdeutsche Zeit um 800—900.

Untersuchen wir nun zunächst einmal den zweiten Bestandteil unseres kapriösen Wortes, nämlich: „-zimmer“ und stellen fest, daß dieses unser neuhochdeutsches „-zimmer“, über ein mittelhochdeutsches „zimbar“ zurückverfolgbar, seine Wurzeln in einem germanischen Stamm — timbra — hat, was in erster Linie keineswegs soviel wie Gemach, abgeschlossene vier Wände, Behausung usw. meinte, sondern lediglich: Stück Holz, Bild, Gebilde, Baumaterial Balken usw.

Und in dieser Bedeutung finden wir es bei allen germanischen Völkern und ihren Sprachen, ob wir nun ein altenglisch-altsächsisches timbar, ein althochdeutsches zimbar, altisländisches tibr nehmen ... immer bedeutet dieses Wort zunächst: Bauholz, Balken, Gebilde, Abbild und dergleichen.

Und wenn unsere Vorfahren von einem weralt-zimbar sprachen, so hieß das nicht soviel wie Welt-Zimmer oder Zimmer der Welt, sondern es war der Bau, das ganze schöpferische Gebilde (= zimbar) der großen Welt, es war das nach den alten Mythen in Urzeittagen von Göttern geschaffene Weltall oder Universum gemeint.

Und so wird auch wohl das alte Wort „vrouwen-timbar“ oder „vrouwen-zimbar“ ursprünglich die Bedeutung „Frauenabbild“, Bau, Bild einer Frau“ gehabt haben.

Später, im Zug der ritterlich-höflichen Dichtung, der verfeinerten Kultur und Lebensanschauung, als die Hohe Frau, die Minne-Dame des Ritters mit der Vorstellung des züchtigen Frauengemachs, der Kemenate, untrennbar verbunden war, und auch das Wort „zimbar“ schon längst Gemach, Behausung, Raum usw. bezeichnete, lag es nahe, bei „vrouwen-zimber“ an die Kemenate, an das abgeschlossene Frauengemach zu denken, in welchem die Herrin mit ihrem Gefolge weilte.

Nehmen wir aber das Wort Frauenzimmer in seiner ursprünglichen Bedeutung — Bild, Bau einer Frau —, so erhält das allbekannte und oft gebrauchte sprachliche Gefüge von den „Mannsbildern“ und den „Weibsbildern“ eben durch dieses Wort „Frauenzimmer“ ein neues Gepräge schöner Einheitlichkeit im Rahmen der sprachlichen Herkunft.



Im Zweifel.



„Ist das nun Liebe oder Überfall???“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg.